

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 3

Artikel: Frau Sorge [Fortsetzung folgt]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang.

Zürich, 1. November 1930.

Heft 3

hoffnung.

Herz, nun so alt und noch immer nicht klug,
hoffst du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht frug,
Werde der Herbst dir noch fragen!

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu schmeicheln, zu kosen.
Rosen entfaltet am Morgen sein Sauch,
Abends verstreut er die Rosen.

Läßt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, es ist ein Wind und ein Sauch,
Was wir geliebt und gedichtet.

Friedrich Rückert.

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

5. Kapitel.

Die Jahre vergingen.

Paul wurde ein stiller, anspruchsloser Knabe mit schüchternem Blick und schwerfälligem Gebaren.

Er war meistens allein für sich, und dieweil er auf die Zwillinge acht gab, konnte er stundenlang mit irgendeiner Holzschnitzerei beschäftigt sitzen, ohne einen Laut von sich zu geben. Er war, was man in seiner Heimat „kniwlig“ nennt, ein für das Kleine beanlagter, peinlich sorgsamer, still in sich hineingrübender Geist.

Mit keinem seiner Altersgenossen hatte er Umgang, selbst in der Schule nicht. Nicht, daß er sie absichtlich gemieden hätte, im Gegenteil, er half ihnen gern, und mehr als einer pflegte morgens vor dem Gebet die Rechnungen oder den deutschen Aufsatz von ihm abzuschreiben, aber ihre Interessen waren nicht die seinen,

und darum konnte er sich nicht mit ihnen befreunden.

Auch Prügel erntete er in Fülle. Da waren insbesondere die Brüder Erdmann, zwei feste, wildäugige Burschen, als die Stärksten und Mutigsten geliebt und gefürchtet, von denen er viel zu leiden hatte. Sie waren unerschöpflich im Erfinden neuer Streiche, die ihm das Leben verbitterten. Sie warfen seine Schulhefte auf den Ofen, stopften ihm Sand in den Tornister und ließen seine Mütze mit einem als Mast hineingesteckten Stöcke wie eine Barke den Fluß hinabschwimmen. Die meiste Unbill ertrug er geduldig, nur ein- oder zweimal überfiel ihn eine blinde Wut. Da biß und kratzte er um sich wie ein Toller, so daß selbst seine weit stärkeren Genossen sich wohlweislich aus dem Staube machten. Das erste Mal hatte einer der Jungen seinen Vater einen „Saufaus“ genannt,

und das andere Mal wollte man ihn zusammen mit einem kleinen Mädchen in einen dunklen Kuhstall sperren.

Hinterher schämte er sich und kam aus freien Stücken abbitten. Da lachte man ihn erst recht aus, und der kaum errungene Respekt war aufs neue verloren.

Das Lernen ging ihm sehr schwer vonstatten. Das Pensum, zu welchem die Kameraden kaum fünfzehn Minuten gebrauchten, brachte er erst in ein bis zwei Stunden fertig. Dafür war seine Handschrift auch wie gestochen, und in seinen Rechnungen fand sich nie und nimmer ein Fehler.

Dennoch war keine Arbeit ihm gut genug, und gar oft überraschte ihn seine Mutter, wie er nachts heimlich aufstand, weil er fürchtete, das Auswendiggelernte wäre seinem Gedächtnis entfallen.

Daß er gleich den Brüdern eine höhere Schule besuchen würde, daran war nicht zu denken. Die Mutter hegte wohl eine Zeitlang den Plan, ihn den Älteren folgen zu lassen, sobald diese ihr Abiturientenexamen gemacht haben würden, denn es tat ihrem Mutterherzen wehe, daß dieser eine den andern nachstehen sollte, aber schließlich fügte sie sich. Und es war wohl auch am besten so. — Paul selber hatte es nie anders erwartet. Er hielt sich für ein durchaus untergeordnetes Wesen den Brüdern gegenüber und hatte es schon längst aufgegeben, ihnen jemals zu gleichen. Wenn sie zu den Ferien heimkamen, Samtmützen auf den wallenden Haaren, bunte Bänder quer über die Brust gespannt — denn sie gehörten einer verbotenen Schülerverbindung an — so schaute er zu ihnen empor wie zu Wesen aus höheren Welten. Begierig lauschte er, wenn sie untereinander über Sallust und Cicero und die Dramen des Aeschylus zu sprechen begannen — und sie sprachen gern davon, schon allein, um ihm zu imponieren. Der Gegenstand seiner allerhöchsten Bewunderung aber war das dicke Buch, auf dessen vorderster Seite das Wort „Logarithmentafel“ geschrieben stand und das von der ersten bis zur letzten Seite nichts enthielt als Zahlen. Zahlen in langen, dichten Reihen, bei deren Anschauen ihm schon schwindlig wurde. Wie gelehrt muß der sein, der das alles im Kopfe hat? sagte er zu sich, den Deckel des Buches streichelnd, denn er dachte nichts anders, als daß man alle diese Zahlen auswendig lernte.

Die Brüder waren ungemein freundlich und

herablassend zu ihm; wenn sie in der Wirtschaft irgendwelche Wünsche hatten, wenn sie ein gefatteltes Pferd oder ein extrastarkes Glas Grog beehrten, so wandten sie sich vertrauensvoll an ihn, und er fühlte sich hochgeehrt, ihnen Hilfe leisten zu dürfen.

In der Wirtschaft mußte er ja Bescheid, wie wenn er der Hausherr selber gewesen wäre; an ihr hing all sein Streben und Bangen.

Was war es gewesen, das ihn so frühzeitig hatte reifen lassen? Ob die Hilfsbedürftigkeit der einsamen Mutter, die ihn so bald in all ihre Kümmernisse eingeweiht hatte? Ob der grübelnde, strebende, in die Zukunft hinausschauende Geist, der ihm eigen war?

Gar oft, wenn er sinnend dafaß, die Ellbogen auf den Tisch gestützt — auch in seinen Gebärden war er wie ein Erwachsener — strich die Mutter ihm mit ihrer harten, ausgearbeiteten Hand über Stirn und Wangen und sagte: „Mach ein freundlich Gesicht, mein Junge — sei froh, daß du noch keine Sorgen hast!“

O, er hatte deren genug! Die Sorgen gehörten zu ihm wie sein Fleisch und Blut! — Ob das Huhn, das heute abhanden gekommen, sich morgen wiederfinden, wie dem Falben die Spatsalbe bekommen werde, die der Vater gestern aus der Stadt mitgebracht hatte? Ob das Heu auch schon trocken genug gewesen sei, ehe es umgewandt wurde, und wie die Stare unter dem Dachfirst ihre Jungen großziehen würden, ohne daß die Katze dazu käme?

Über alles machte er sich Gedanken. Das Sorgen war ihm angeboren, nur für sich selber sorgte er nie.

Je älter und verständiger er wurde, desto tiefer wurde auch sein Einblick in die Mißwirtschaft, die sein Vater hatte einreißen lassen, und wiederum rang sich gar oft der Seufzer aus seiner Brust: „O, wär' ich erst groß!“ Die Furcht vor des Vaters Zornausbrüchen ließ, wie natürlich, seine Bedenken nicht laut werden, und wenn er jemals wagte, sie der Mutter gegenüber auszusprechen, so schaute sie sich mit verängstigten Augen im Zimmer um und rief beklommen: „Schweig still!“

Und dennoch merkte der Vater gar wohl, wohin der Sinn seines Sohnes gerichtet war. Er hatte ihm den Spitznamen „Topfgucker“ gegeben und foppte ihn damit, sobald er ihn zu Gesicht bekam. In seinen guten Stunden — wie sich von selbst versteht: in seinen bösen — prügelte er ihn, mit der Elle, mit dem Peit-

schenstiel, mit dem Geschirriemen — was er gerade in die Hand bekam. Am meisten Furcht hatte Paul vor dieser Hand selber, deren Schläge weher taten als alle Stöcke der Welt. Der Vater hatte eine eigentümliche Manier zu ohrfeigen. Er schlenkerte die Hand ins Gesicht mit den Knebeln nach außen, so daß Nägel und

und mit den Fäusten trommelte, piffte er sich eins.

Im Pfeifen tat er, wie alle seine Sehnsucht, sein kindliches Träumen, auch seinen Zorn, seine Entrüstung kund. Die Empfindungen, für die sein ungelentker Geist keinen Ausdruck fand, für die ihm Worte, selbst Gedanken fehl-



Prof. Dr. Kohn, Präsident des Eidg. Schulrates.

Gelenke blutunterlaufene Male auf den Wangen zurückließen. Diese Art Ohrfeigen nannte er seine „Bäckentröster“, und wenn er die Absicht hatte, Paul zu prügeln, so rief er ihm in freundlichstem Tone entgegen: „Komm her, mein Sohn, ich will dich trösten.“

Hatte dieser seine Schläge empfangen, so pfliegte er zitternd vor Scham und Schmerz auf die Heide hinaus zu laufen, und während er, um die Tränen zu verbeissen, Gesichter schnitt

ten, die ließ er im Pfeifen kühn und unaufhalt- sam in die Einsamkeit hinausströmen. So mußte seine gedrückte, schüchterne Seele sich Luft zu machen. Ganze Symphonien führte er auf — schrill und schreiend zum Beginn, sanfter und sanfter werdend und endlich dahinschmelzend in Wehmut und Entfagung.

Niemand ahnte, welche Kunst er einsam pfliegte und wie viel Trost und Erhebung er ihr zu danken hatte, selbst die Mutter nicht. Seit

er sie einmal, an einem Winterabend, als er, ohne ihrer zu achten, leise vor sich hinpfeiff, hatte in Tränen ausbrechen sehen, seitdem unterließ er es, sobald sie in der Nähe war. Er glaubte, es täte ihr wehe; welche Macht ihm in diesen Tönen gegeben war, davon ahnte er nichts.

Nur stolz war er bisweilen, wenn er nach dem „weißen Hause“ hinüberschaute, daß er das Pfeifen doch noch gelernt habe, und wenn ihm irgendeine Phantasia insbesondere gelungen schien, so dachte er bei sich: „Wer weiß, ob ihr mich auslachtet, wenn ihr das hören würdet!“

Aber nie wieder war er einem von ihnen begegnet.

6. Kapitel.

Seit einiger Zeit trug sich Herr Meyhöfer mit großen Plänen. Er hatte entdeckt, daß das Torfmoor, welches das Heidegehöft in weitem Bogen umspannte, einen sicheren Verdienst zu geben imstande war. Schon zwei- oder dreimal, wenn ihm das Messer an der Kehle gefessen, hatte er als äußersten Notbehelf Torf stechen lassen und je fünf einspännige Fuhrn nach der Stadt geschickt. Heimlich, ganz heimlich — denn er war zu stolz, um für einen „ganz gewöhnlichen Torfbauern“ gehalten zu werden. Seine Leute hatten dann jedesmal zwanzig bis fünfundzwanzig Mark Barerlös heimgebracht und erzählt, daß noch weit mehr auf diese Art zu gewinnen wäre, weil schwarzer, fester Torf auf dem Marke ein sehr begehrter Artikel sei.

Doch Meyhöfer war nicht zu bewegen, das Moor in dieser Weise auszunutzen. „Ich hab' mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben,“ sagte er, „ich will lieber im Großen zugrunde gehen als im Kleinen gewinnen“ — und dabei warf er sich in die Brust wie ein Held.

Aber das Moor ließ ihm keine Ruhe. — Es war im September nach einer ausnahmsweise günstigen Ernte, als Levy, der gefällige Freund aller verschuldeten Gutsbesitzer, wöchentlich zwei-, dreimal auf dem Hofe erschien und viel mit dem Herrn zu unterhandeln hatte. Frau Elsbeth zitterte vor Angst, sobald der Jude in seinem schmierigen Raftan vor dem Hofstor auftauchte; sie setzte sich ans Fenster und folgte unablässig allen Bewegungen der Unterhandelnden. Wenn sie ihren Mann ein nachdenkliches Gesicht machen sah, lief es ihr eiskalt den Nacken hinunter, und erst, wenn er wieder lächelte, wagte auch sie erleichtert aufzuatmen.

Ihr ahnte nichts Gutes, doch traute sie sich

nicht, ihren Gatten nach der Art von Geschäften zu fragen, die er mit dem Halsabschneider abzuwickeln hatte.

Sie sollte alsbald im klaren sein. Eines Nachmittags bemerkte Paul, wie auf dem Wege von der Stadt ein seltsames Gefährt dahergehumpelt kam, das in der Ferne aussah wie ein ungeheurer, schwarzer Waschkessel auf Rädern. Etwas, das ein Schornstein schien, ragte darüber hinaus und neigte sich, wie ein höflich grüßender Mann, nach rechts und links, wenn die Räder auf dem ungleichen Boden schwankten.

Er starrte das Wunder eine Weile an und lief dann zur Mutter, die er eiligst am Rockschöß vor die Türe zog.

Sie legte die Hand über die Augen und spähte auf den Weg hinaus.

„Das ist eine Lokomobile,“ sagte sie dann.

Paul war nun so klug wie zuvor. „Was ist das — Lokomobile?“ fragte er.

„Das ist eine Dampfmaschine, die überall hingefahren werden kann und die die großen Gutsbesitzer brauchen, um ihre Dreschmaschinen zu treiben — auch eggen und pflügen kann man damit, denn so ein Ding hat mehr Kraft als zehn Pferde.“

„Aber warum läßt es sich dann von Pferden ziehen?“ fragte er.

„Weil es sich selber nirgends hinbewegen kann,“ war die Antwort.

Das verstand er nicht; „jedenfalls aber,“ dachte er, „muß es ein großes Glück sein, solch ein Ding mit dem fremden Namen zu besitzen — und wenn wir einmal reich sein werden —“

In diesem Augenblicke kam der Vater in großer Aufregung aus dem Hause gestürzt; er trug auf dem einen Fuß einen Schlaffschuh, auf dem andern einen Stiefel und hatte die Halsbinde im Nacken sitzen.

„Sie kommen, sie kommen!“ rief er, die Hände zusammenschlagend, und dann umfaßte er die Mutter und tanzte mit ihr mitten auf der Landstraße herum.

Sie sah ihn mit einem großen, verängstigten Blicke an, als wollte sie sagen: „Welch neue Torheit hast du angerichtet?“ Er aber wollte sie nicht loslassen, und erst als die Zwillinge in ihren rosa Waschkleidchen und dunklen Zwickelzöpfchen aus dem Garten dahergesprungen kamen, machte er sich an diese, nahm sie auf seine Arme, ließ sie auf seinen Schultern tanzen und wollte sie über den Graben werfen, so daß

die Mutter seinem tollen Treiben nur mit flehentlichen Bitten Einhalt tun konnte.

„So ihr Gesindel,“ rief er, „jetzt jubelt und tanzt, jetzt hat alle Not ein Ende — nächsten Frühling messen wir das Geld mit Dreischeffelsäcken.“

Die Mutter sah ihn von der Seite an, sagte aber nichts.

Inzwischen waren auch die Knechte und die Mägde aus dem Stalle und der Küche herzugeeilt. Die ganze Bewohnerchaft des Heidegehöfts stand längs dem Zaune aufgereiht und schaute dem nahenden Wunder entgegen.

„Aber sag, was willst du damit?“ fragte Frau Elsbeth endlich ihren Gatten.

Dieser maß sie mit einem mitleidigen Blicke,



Eidgenössische Technische Hochschule in Zürich.

Das Ungetüm kam näher und näher. Paul stand regungslos da, in Schauen versunken. Dann guckte er zur Mutter empor, die ein gar sorgenschweres Gesicht machte, und eine ungewisse Furcht wandelte ihn an, als ob jetzt der Teufel ins Haus gezogen käme, aber dann erinnerte er sich, wie nun sein Wunsch von vorhin in Erfüllung ginge, und er beschloß, dem schwarzen Gaste mit Vertrauen entgegenzukommen.

dann lachte er kurz auf und rief: „Spazieren fahren.“

Frau Elsbeth fragte nicht weiter. Zu dem Großknechte gewandt, legte ihr Mann nun seine Pläne dar; er werde das Torfstechen jetzt im großen beginnen, auch eine Schneide- und Preßmaschine seien schon unterwegs, und morgen in der Frühe könnte die Arbeit losgehen. Dann gab er ihm den Auftrag, sich nach dem

Dorfe zu begeben und die nötigen Arbeitskräfte anzuwerben. Zehn Mann würden für den Anfang genügen, aber er hoffe, es alsbald auf zwanzig und dreißig zu bringen.

Frau Elisabeth schüttelte stumm den Kopf und ging ins Haus — gerade als die Lokomobile vor dem Hofstor ankam. — Paul konnte nicht satt werden, zu schauen und zu bewundern. Hinter den gelben Schrauben und Rurkeln schien eine Welt von Geheimnissen zu liegen, die Feuerung mit dem Koft und dem Aschenkasten darunter schien wie der Eingang zu jenem feurigen Ofen, in dem die bekannten drei Männer einst ihren Lobgesang angestimmt hatten — und nun der Schornstein erst, drohend emporgerichtet, mit seinem Kranz von Kienruß und dem Schlunde, der ins Schwarze, Bodenlose hinabzuführen schien —!

Paul achtete nicht auf das kleine Korbwägelchen, das hinter dem Ungetüm daherrollte und in dem Löß Levy saß mit seinem rotblonden Zottelbarte und seinen lustig zwinkernden Augenlein — er achtete nicht auf das Schreien der Fuhrleute und den Jubel der beiden kleinen Schwestern, die wie besessen rings um die Räder tanzten. Starr vor Staunen stand er da, als begriffe er noch immer nicht, was um ihn vorging.

Als er später ins große Zimmer trat, fand er die Mutter in eine Sofaecke gedrückt — weinend.

Er schlang die Arme um ihren Hals; sie aber wehrte ihn sanft ab und sagte: „Geh nach den Kleinen sehen, daß sie nicht unter die Räder kommen.“

„Aber warum weinst du, Mama?“

„Du wirst schon sehen, mein Junge,“ sagte sie, sein Haar streichelnd, „Löß Levy ist dabei — du wirst schon sehen.“

Da wurde er ganz ärgerlich auf seine Mutter. Wo alle sich freuten, warum mußte sie da im Winkel sitzen und weinen? Aber nun war auch ihm die Freude abhanden gekommen, und als er Löß Levy in seinem langen, schwarzen Hackenwärmer über den Hof schlenkern sah, hätte er am liebsten dem Karo einen Wink nach seinen Waden hin zukommen lassen.

Die Zwillinge waren ganz von Sinnen vor Freude. Sie nahmen eine Leine und tollten mit Gott und Hü durch den Garten. Die eine war die Lokomobile und die andre das Pferd, aber jede wollte Lokomobile sein, denn dann bekam

sie Waters schwarzen Hut aufgesetzt — als Schornstein.

Vor dem Schlafengehen hatten sie dem neuen Untier auch schon einen Namen gegeben.

Sie behaupteten, es gliche der dicken Dienstmagd mit dem langen Halse, die vor kurzem wegen ihrer Unsauberkeit entlassen worden war, und nannten es nach ihr „die schwarze Suse“.

Diesen Namen behielt die Lokomobile im Menhöferschen Hause für alle Zeiten.

Am andern Morgen ging das Gallo von neuem los. Die zehn angeworbenen Arbeiter standen auf dem Hofe und wußten nicht, was sie tun sollten. Menhöfer wollte die Maschine heizen lassen, aber Löß Levy, der in der Scheune übernachtet hatte, um morgens sogleich zur Hand zu sein, erklärte, er wünsche vorerst den Kaufpreis in Empfang zu nehmen, wie es im Kontrakte abgemacht wäre, denn das Getreide müsse mittags bereits in der Stadt abgeliefert werden.

„Welches Getreide?“ fragte die Mutter erbleichend.

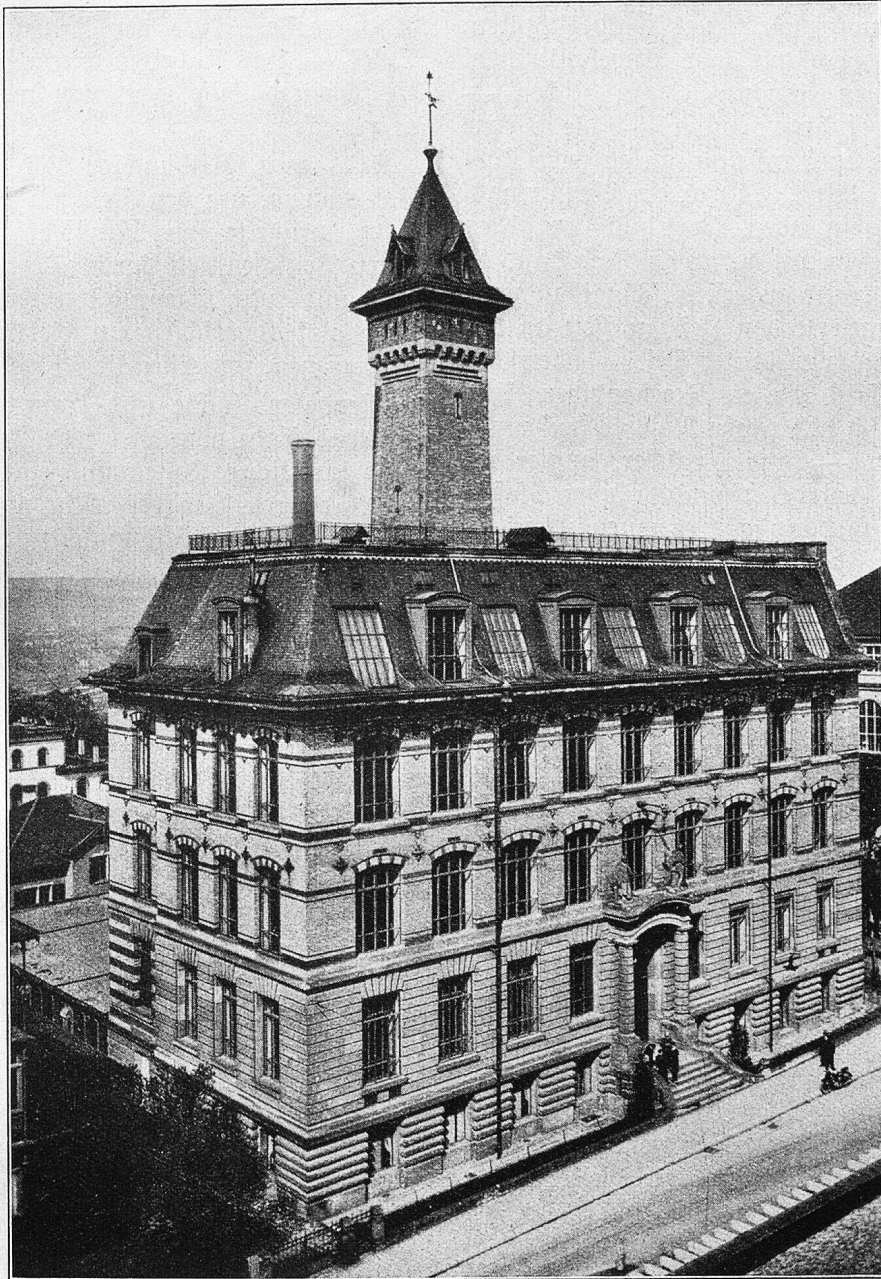
Ja, es ließ sich nicht mehr verleugnen. Menhöfer hatte fast die ganze Ernte, das gedroschene Korn wie das noch auszudreschende, dem Juden für die alte, abgebrauchte Dampfmaschine verkauft. Triumphierend fuhr dieser mit den schönen, prallen Säcken von dannen. Und dies galt nur als Abschlagszahlung, gegen Weihnachten wollte er den Rest abholen kommen.

Für einen Moment mochte selbst den leichtsinnigen Menhöfer eine Regung der Mutlosigkeit anwandeln, als er die hoch aufgetürmten Fuhrn hinter dem Walde verschwinden sah, aber im nächsten steckte er trotzig die Hände in die Hosentaschen und befahl, die Maschine ohne Verzug in Bereitschaft zu setzen.

Mit dem Ungetüm zu gleicher Zeit war ein Mann in blauer Bluse und mit einer Schnapsnase auf den Hof gekommen, der sich „Heizer“ nannte und der sich dadurch auszeichnete, daß er unaufhörlich Zwiebeln aß. Das sei gut für den Magen, sagte er. Dieser Mann erschien sich als der Held des Tages. Er stand breitbeinig neben der Maschine, nannte sie sein Pflegekind und streichelte mit seiner grauschwarzen, knotigen Hand die rostigen Eisenwände. Das klang, als ob zwei Reibeisen übereinander fahren. Jedem, der herzukam, erklärte er mit einem großen Aufwande von Fremdwörtern die innere Einrichtung der „Lufmanbile“, wie er sein Pflegekind nannte, nur mußte man ihm zu trinken

geben, sonst schimpfte er. Erhielt er jedoch den Branntwein, den er sich wünschte, so wurde er gerührt und behauptete, er ließe sich lieber Hände und Füße abhacken, als daß er sich je-

Als es aber ans Heizen gehen sollte, war der vielgetreue Mann nirgends zu finden. Endlich entdeckte man ihn auf dem Heuschaber — schlafend. Als man ihn weckte, nannte er dies



Maschinenlaboratorium der Eidg. Techn. Hochschule.

mals von seinem Pflegekinde trennte. Er habe es lieb gewonnen wie sein eigen Fleisch und Blut und halte es tausend mal höher als alle Menschen auf der Welt.

Mehhöfer ging stolz um ihn herum, denn auch diese Perle war ja nun sein Eigentum, und er erklärte einmal über das andre, hier sähe man, was deutsche Treue bedeute.

Verfahren eine Menschenschinderei und ließ sich nur mit Mühe bewegen, aus seinem Winkel hervorzukommen.

Das Anheizen der Maschine war ein neues Fest. Paul stand vor der Feuerung und starrte träumenden Auges in den glühenden Schlund, der sich gähnend aufsperrte, als wollte er alles Lebendige verschlingen. Er gedachte des alten

heidnischen Götzen Moloch, von dem er aus der biblischen Geschichte wußte, und glaubte jeden Augenblick ein paar rotglühende Arme sich ausstrecken zu sehen. — Und dann erhob sich in dem Innern des Ungetüms ein geheimnisvolles Singen, bald dumpf wie fernes Waldesbrausen, bald fein und hoch wie leise Engelsstimmen. In den Ventilen begann es zu zischen — Dampfstrahlen fuhren empor — die eiserne Schaufel klirrte, und rasselnd sanken neue Kohlenhaufen in die Glut. Es war ein Lärm ringsum, daß man sein eigen Wort nicht verstehen konnte. Der Heizer mit der roten Nase stand da wie ein König, trank aus einer schmalbauchigen Flasche und hantierte von Zeit zu Zeit an den Ventilen herum, ein lautes befehlshaberisches Geschrei ausstoßend wie ein Tierbändiger. Und dann begann sich das große Rad zu drehen — furr, furr, furr — immer rascher, immer rascher. Einem wurde schwindlig vom bloßen Hinsehen — und dann gab es einen Knack — ein Klirren, ein Fauchen — das große Rad stand still — für immer.

Anfangs freilich tat der Heizer sehr groß und meinte, in einer halben Stunde werde der Schaden vollkommen repariert sein, als Mehhöfer aber nach zweitägiger Arbeit in ihn drang, endlich einmal mit dem Ausbessern ein Ende zu machen, da wurde er grob und erklärte, an diesem alten Gerümpel sei überhaupt nichts auszubessern, das wäre gerade gut genug, an den Trödler als alt Eisen verkauft zu werden.

„Pflegekind?“ Er bedanke sich für solch ein Pflegekind. Er sei denn doch zu gut dazu, solch einen Kofthausen zu pflegen. Und dabei kam es heraus: — Löb Levy hatte ihn vor drei Tagen in einer Spelunke aufgelesen und ihn gefragt, ob er für eine Woche wie der Herrgott in Frankreich leben wolle; länger werde der Scherz wohl nicht dauern. Und nur auf diese Zusicherung hin sei er mitgegangen, denn länger als acht Tage an einem Platze zu sitzen, das widerstreite seinen Prinzipien.

Darauf wurde er vom Hofe gejagt.

Am andern Tage ließ Mehhöfer den Schloffer aus dem Dorfe holen, damit er sich den Schaden besehe. Dieser arbeitete abermals ein paar Tage an der Maschine herum, aß und trank für dreie und erklärte schließlich, wenn sie jetzt nicht gehen wolle, hätte der Teufel die Hand im Spiel. — Das Anheizen wurde wiederholt, aber die schwarze Suße war nicht mehr zum Leben zu erwecken.

Als gegen Weihnachten Löb Levy auf dem Hof erschien, um den Rest des Getreides abzuholen, prügelte ihn Mehhöfer mit seinem eigenen Peitschenstiele durch. Der Jude schrie Gewalt und fuhr schleunigst wieder von dannen. Aber alsbald erschien ein Gerichtsbote mit einem großen, rotversiegelten Briefe.

Mehhöfer fluchte und trank mehr denn je, und das Ende vom Lied war, daß er zur Zahlung sämtlicher Kosten und eines Schmerzensgeldes verurteilt wurde. Nur mit knapper Not glitt er an einer Gefängnisstrafe vorbei.

Seit diesem Tage wollte er die „schwarze Suße“ nicht mehr vor Augen sehen. Sie wurde in den hintersten Schuppen gebracht und stand dort in Verborgenheit manches Jahr hindurch, ohne daß eines Menschen Blick auf sie fiel.

Nur Paul nahm von Zeit zu Zeit heimlich den Schlüssel des Schuppens und schlich zu dem schwarzen Ungetüm hinein, das ihm lieber und lieber wurde und ihm schließlich wie eine stumme, arg verkannte Freundin erschien. Dann betastete er die Schrauben und die Ventile, kletterte längs dem Schornstein in die Höhe und setzte sich rittlings auf den Kessel — oder er hängte sich an das große Triebrad und versuchte es durch seiner Arme Kraft in Schwung zu setzen. Aber schlaff wie ein Leichnam bewegte es sich nur so weit, als es geschoben wurde, dann stand es wieder still.

Und wenn er sich müde gearbeitet hatte, faltete er die Hände, und traurig zu dem toten Rade emporblickend murmelte er: „Wer wird dich wieder lebendig machen?“

(Fortsetzung folgt.)

Spätherbst.

Nun ist das Lied verklungen,
Vom Wald her weht es kalt.
Die Felder stehn verlassen —
Es schneit nun bald

Kommt alles einst zur Ruhe,
Verwirrung, Kampf und Not,
In Dämmerweiten blassen
Das Leben und der Tod.

Rudolf Hägni.